

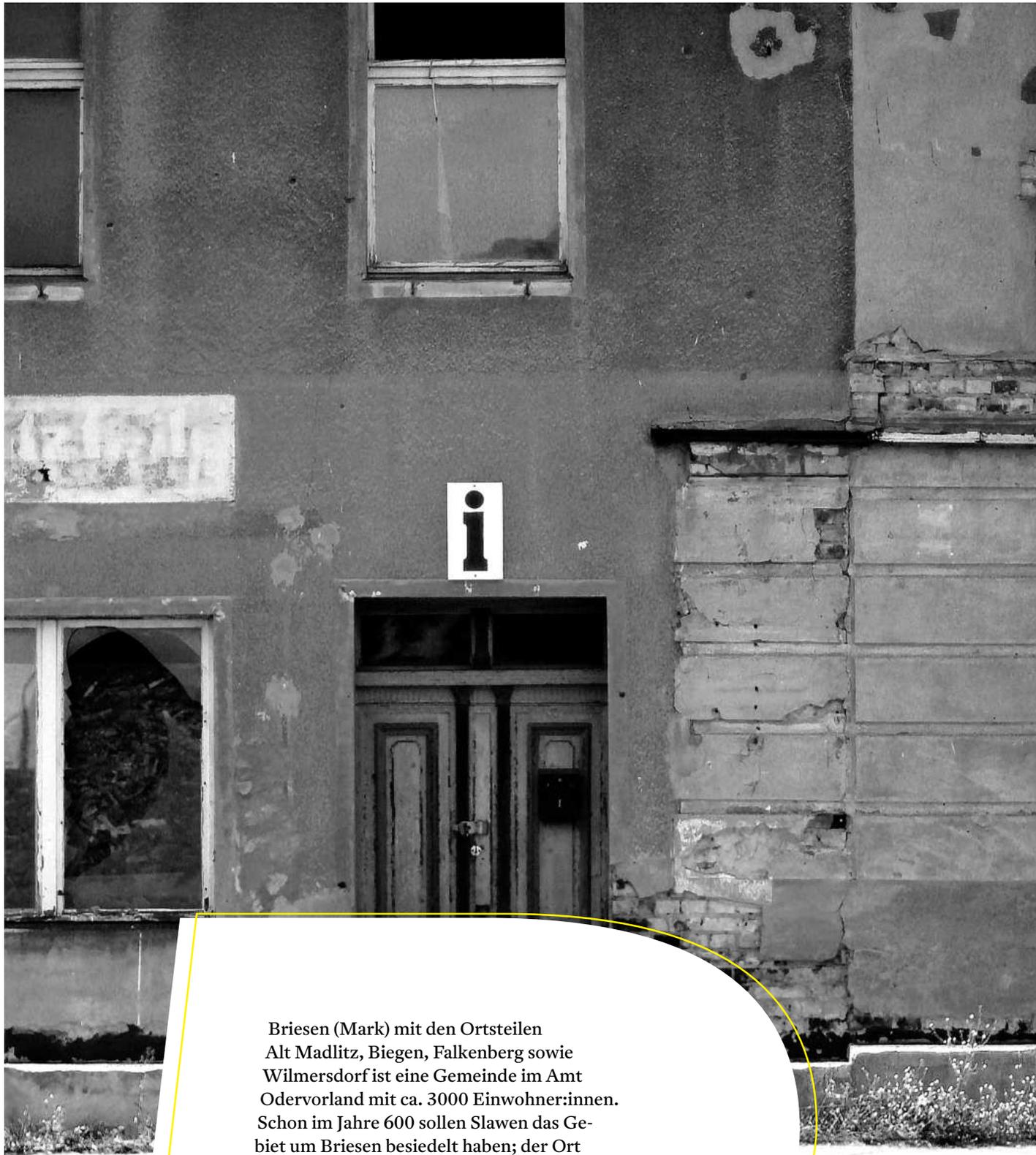
Für jeweils zwei Wochen haben junge Publizist:innen, Literat:innen und Wortkünstler:innen Menschen im Landkreis Oder-Spree in ihrem Alltag begleitet, Vereine besucht, Bürgermeister getroffen, sind in Gasthäuser eingekehrt oder haben sich gefragt, wo sie geblieben sind – kurzum: Sie haben einen Blick auf das Leben im ländlichen Raum geworfen. Was sie recherchiert, beobachtet und erfragt haben ist zum Stoff für ganz unterschiedliche Texte geworden, die in Auszügen online auf dem Instagram-Kanal der Burg Beeskow sowie bei gut besuchten Lesungen in den Gastorten vorgestellt wurden. Als Türöffner in diese Orte hinein standen den Autor:innen Ortspaten und -patinnen zur Seite, die mitunter auch als Herbergseltern fungierten.

Philip Hart war für 14 Tage in Briesen.

6 Orte Autor:innen



innen



Briesen (Mark) mit den Ortsteilen Alt Madlitz, Biegen, Falkenberg sowie Wilmersdorf ist eine Gemeinde im Amt Odervorland mit ca. 3000 Einwohner:innen. Schon im Jahre 600 sollen Slawen das Gebiet um Briesen besiedelt haben; der Ort selbst wurde 1403 erstmals erwähnt. Briesen liegt an der alten Handelsstraße zwischen Berlin und Frankfurt (Oder). 1842 wurde die Niederschlesisch-Märkische Eisenbahn zwischen Berlin und Frankfurt (Oder) eröffnet, Briesen war fortan für die umliegenden Orte ein wichtiger Mittelpunkt. Die deutliche Zunahme der Einwohnerzahl in den Jahren 2005 und 2015 ist Folge der Eingemeindung von Biegen bzw. Madlitz-Wilmersdorf.

Briesen– Mein Patientum *oder auch:* Unsichtbare Grenzen eines Dorfes

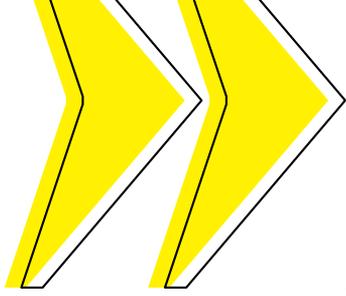
ein Text von Philip Hart

Vom Berliner Hauptbahnhof bis zum Bahnhof Briesen (Mark) braucht der RE 1 57 Minuten. Peter Fox' Album „Stadtaffe“ hat eine Spieldauer von fast 43 Minuten. Das führt – wenn man in Berlin mit „Alles Neu“ anfängt – zu einer Differenz von 14 Minuten und konfrontiert mich mit der Notwendigkeit, in der übrigen Zeit die passende Musik auszuwählen, die meinen ersten Eindruck von Briesen untermalen soll. Immer wenn ich in Berlin bin, selbst wenn es nur zur Durchfahrt ist, höre ich das Album von Peter Fox, das in jedem Song ein gekonntes Portrait des modernen Menschen samt seiner inneren Spannungen zeichnet. Diese inneren Spannungen werden neben den lakonisch treffsicheren Texten von themengestützten Instrumentals perfekt untermauert. Während archaische Trommeln die wilde Natur – den Affen – verkörpern, repräsentiert das Streichorchester die Kultur – also die Stadt. Die Synthese bildet ein reziprokes Zusammenspiel zwischen den vermeintlich antagonistischen Polen, die wir alle in uns tragen, sofern man sich temporär auf das Konzept eines solchen Dualismus einlassen kann. Aber ich schweife ab, noch bevor ich angefangen habe, sofern das überhaupt möglich ist. Mein Ziel ist ja gar nicht Berlin, ich fahre nach Briesen. Panisches Scrollen durch die Spotify-Mediathek auf der Suche nach dem passenden Soundtrack. Tschaikowsky oder doch Brutalismus 3000? Vielleicht David Bowie? Hmm.

Irgendwer vom Landkreis Oder-Spree hielt es für angemessen, ausgerechnet mich – einen 29-jährigen

Philosophiestudenten mit exzentrischem Interesse an symbolischer Anthropophagie (das ist enigmatisch für Kannibalismus) – im Rahmen eines Kulturprojekts für zwei Wochen nach Briesen zu schicken, um dort so etwas wie eine literarische Landvermessung abzuhalten. Ausschweifende Kontemplation darüber, ob ich denn der Richtige für dieses Unterfangen sei, blieb mir, dank meines Kontostandes, dessen Stellen vor dem Komma dem gewaltsamen Handlungszwang einer vorgehaltenen Waffe gleichkommen, zum Glück erspart. Grüße gehen an dieser Stelle raus an mein Vergangenheits-Ich, das der illusorischen Vorstellung unterlag, ein Leben als Schriftsteller und Philosoph sei mit so etwas wie Würde verbunden. Wie auch immer, jetzt bin ich jedenfalls hier. Na ja, fast. 14 Minuten noch. 12. 10. 8. 5. 4. 3.

Keinen Schimmer, welche klangliche Untermalung Briesen entspricht, alsonehm' ich die Kopfhörer raus und – Achtung Kitsch! – höre stattdessen auf mein Inneres, in der Hoffnung, dort Ruhe zu finden. Immerhin habe ich mir vorgenommen, dem Dorf wie ein guter Psychoanalytiker entgegenzutreten, und das heißt, leer zu sein, komplett ausgehöhlt, ich muss eine Klangschale werden. Möge Briesen – das für die kommenden zwei Wochen mein Patient sein wird – sich von selbst darin ergießen und all seine Fehlleistungen, Symptome und inneren Spannungen in mir offenbaren. Zeig, was dich spaltet, was dich hemmt, wo du unterdrückst und wo du verdrängst! Das ist mein Motto.



Der Patient zeigt sich interessiert an Heilung

Um das klarzustellen: Ich bin nicht hier, um Menschen anzusehen. Ich will mit psychischen Manifestationen und Partialobjekten des dörflichen kollektiven Unbewussten in Berührung kommen, wobei – das sei hier angemerkt – der kollektive Aspekt noch nicht ganz gesichert ist. Und dann bin ich plötzlich da, und zwar noch bevor ich mich innerlich frei machen kann. Ein bisschen zu früh, ein bisschen zu spät, wie es im Leben immer so ist. Kann man nichts machen, muss man nehmen, wie's kommt.

Beim Aussteigen ein flüchtiger Blick in die Patientenkartei: Briesen (Mark), amtsangehörige Gemeinde im Landkreis Oder-Spree in Brandenburg. Aha, aha. Auf halber Strecke zwischen Berlin und Frankfurt (Oder), knapp 3.000 Einwohner, fünf Ortsteile – sehr interessant, ja ja –, erste historische Erwähnung 1403, auf dem Wappen prangt eine Nachbildung des 1696 erlegten kapitalen Rothirsches durch Kurfürst Friedrich III., ein 66-Ender – also der Hirsch jetzt, nicht der Kurfürst – und angebliche Geburtsstätte der kosmopolitischen Fastfood-Beilage Pommes-Fritz.

Ok cool. Das vergessen wir jetzt alles mal ganz schnell, ich will ja keinen Wikipedia-Artikel schreiben.

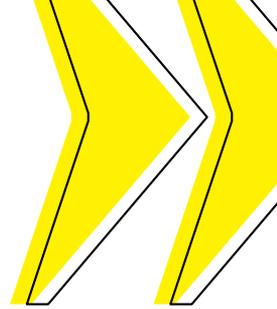
So verlasse ich den Zug; ein fremder Eindringling, ein Störfaktor mit Puls, der sich in die Topologie des Dorfes einschreibt. Musik höre ich keine. Was ich finde? Na ja, der Empfang erweist sich als, sagen wir mal ... eher ernüchternd. Neben piependen Bahn-schranken begrüßen mich verwahrloste, leerstehende Gebäude, besprüht mit verblichenen Anarchie-Zeichen, die ich prompt weniger als politischen Ausdruck und mehr als adoleszentes Geltungsbedürfnis interpretiere. Die Häuser am Bahnübergang, so wie der Bahnhof selbst, wirken wie suburbane Weisheitszähne, architektonische Blinddärme. Sie sind – sozusagen – der unnötige kleine Zeh des Dorfes. Ein Zeugnis bürokratischer Zwangsmelancholie, das

meinem Patienten untersagt, die vernachlässigten Rudimente seiner Vergangenheit abzustoßen oder diese zu reanimieren. Es macht mich nicht traurig – ich mag Zombies –, aber ein bisschen trist ist es schon.

Beim Edeka, der sich als einziger Supermarkt herausstellen soll und damit gewissermaßen das versorgende Herz Briesens darstellt, hängt ein Banner mit der Aufschrift: Wir fordern sofortige Öffnung der Polterbrücke für den nichtmotorisierten Durchgangsverkehr! Der kollektive Wille zur Traumaverarbeitung ist vorhanden, der Patient zeigt sich interessiert an Heilung; gute Voraussetzung. Man beachte hierbei die Kopula in der Signatur, am Fuß des Banners. Gezeichnet: die Bürger von Kersdorf und Briesen. Nicht Briesen, sondern Kersdorf und Briesen. Fangfrage: Setzt jeder Wille zur Verbindung eine Trennung voraus?

Mein Patient salbadert in einer seiner multiplen Ausführungen zur Begrüßung eine dorfhistorische Informationskette aus harten Fakten, die mich, offen gestanden, wenig interessiert. Die Fassade einer Selbstinszenierung ist ja bekanntlich weniger interessant als das, was sie versucht zu verdecken. Nach dieser ersten Kennlern-Szene beziehe ich meine temporäre Ferienwohnung. Mein Domizil befindet sich in Wilmersdorf Vorwerk, was sich als ein paar zusammengewürfelte Gebäude in der Peripherie, etwa fünf Kilometer außerhalb des eigentlichen Dorfes, entpuppt und obendrein, im Vergleich zum benachbarten Wilmersdorf, als wesentlich trostloser herausstellt. Aus dieser Distanz, die ich fortan täglich mit dem Fahrrad überwinden werde, bitte ich Briesen, auf der therapeutischen Couch Platz zu nehmen und mir von seinen Ängsten zu erzählen. Handyeingang habe ich hier draußen keinen, also wird's mit Musik auch erstmal schwierig. Macht aber nichts, ich soll ja zuhören.





Was meine Neugier auf sich zieht, während ich die ersten Tage mit dem Fahrrad als anthropomorphe Klangschale durch die bepflasterten Adern des Dorfleibes fließe, sind die unsichtbaren Grenzen und Spannungen und nicht etwa die idyllischen Felder oder was einen sonst an diesem Ort entzücken könnte. Bei meinem Vorgehen lasse ich mich von Claude Lévi-Strauss' Analyse der Struktur eines Winnebago-Dorfes inspirieren. Achtung, wer – so wie ich – bei Winnebago jetzt an einen Wohnmobilhersteller denken musste, der denkt bei Pueblo wahrscheinlich auch zuerst an Tabak, gemeint ist aber das indigene Volk.

Lévi-Strauss beschreibt in seinem Buch ein Winnebago-Dorf, das sich unmittelbar vor einer Restrukturierung der sozialen Hierarchien befindet – das bedeutet leider so etwas wie Bürgerkrieg – und demnach von einer inhärenten Spaltung durchzogen war, die spürbar, aber noch nicht ganz greifbar war. Den Überlieferungen zufolge teilte sich das Dorf in zwei Hälften, die zwar im Widerstreit miteinander, nicht aber in der offenen Auseinandersetzung standen. Die Hälften wurden gebeten, die Hütten-Struktur des gemeinsamen Dorfes zu skizzieren, und bei den Ergebnissen fiel dann auf, dass – Hoppla! – ihre Entwürfe voneinander abwichen. Nicht nur unterschieden sich die Zeichnungen beider Gruppen voneinander, obendrein entsprach auch keine der Skizzierungen der tatsächlichen Hüttenstruktur. Statt diesen Unterschied als bloße Unfähig-

keit der Winnebago, eine geografische Karte zeichnen zu können, abzutun, erkannte Lévi-Strauss folgerichtig den bevorstehenden sozialen Umbruch darin. Und er sollte Recht behalten. Der scheinbare Dualismus entpuppte sich als Ausdruck einer tieferliegenden, dritten sozialen Ordnung, die sich nur in Form einer unvereinbaren Differenz zwischen den Vorstellungen der Winnebago denken und abbilden ließ. Jede Gruppe hatte die Hütten leicht verschoben, und zwar auf die Art, wie aus ihrem Empfinden das soziopolitische Gefälle sich im Dorf verteilte. Der Widerspruch wurde also zum Ausdruck einer Spannung, die sich nur in der Abweichung erkennen ließ.

Schön und gut, aber was heißt das jetzt für Normalsterbliche? Versuchen wir, das Konzept mal auf unseren Patienten Briesen anzuwenden. Oder ist es eine Patientin? Vielleicht ja auch ein Patientum.

Vorher noch ein zweiter Erklärungsversuch desselben Prinzips, es tut mir leid, aber da müssen Sie jetzt durch: Was mich interessiert sind die inneren Differenzen Briesens, die aussehen wie eine Bedrohung seiner Identität, in Wahrheit aber gerade diesem Dorf erst zu seiner Identität verhelfen. Solche Unterschiede und Spalte sind nichts Ungewöhnliches, wir alle tragen sie in uns. Am Offensichtlichsten wird das, wenn wir uns selbst in der gedanklichen Reflexion zum Objekt unseres Geistes machen und durch diesen Prozess eine Art Verdoppelung unseres Selbst er-

Um eine Identität zu erlangen, sei man nun ein Dorf oder eine Einzelperson, müssen wir im Widerspruch mit uns selbst sein.

zeugen. Wir sind dann die Schauenden und das, was angeschaut wird. Der Clou besteht darin zu erkennen, dass weder die eine Seite noch die andere Recht hat, sondern gerade die Zweiteilung die tatsächliche Identität oder das identitätsstiftende Element darstellt. Ohne Selbstreflexion können wir uns ja auch nicht selbst erkennen. So weit, so unklar? Noch ein letztes Mal zum Mitschreiben: Um eine Identität zu erlangen, sei man nun ein Dorf oder eine Einzelperson, müssen wir im Widerspruch mit uns selbst sein. Meine Frage lautet: Wo zeigt sich dieser Widerspruch im Falle Briesens? Und schon sind wir Meilenweit entfernt von der unvoreingenommenen Leere eines Analytikers, die zu bewahren ich mich doch so sehr bemüht hatte. Mein philosophisches Blabla hat sich in die Analyse eingeschlichen und besetzt jetzt irreversibel meine Netzhaut. Nichts da von wegen innerlich leer und so. Wagen wir es trotzdem, wie schon gesagt: Man muss es ja nehmen, wie's kommt. Der erste große Spalt, der mir bei unserem Patientum ins theoretische Auge springt, ist der 1840/42 errichtete Schienenverkehr zwischen Berlin und Frankfurt (Oder), der Briesen, schon damals, wegen seines hohen Wasservorkommens, das fürs Betreiben der Dampflock notwendig war, zu einem Bahnhof verhalf und den heutigen Dorfleib wie eine Speiseröhre in zwei Hälften differiert. Die Bahnübergänge mit den Schranken, die schon vor 50 Jahren zu Brücken umgebaut werden sollten, trennen Briesen in Nord und Süd, oder wie ich jemand bei der Feuerwehr schel-

misch munkeln höre: die helle und die dunkle Seite. Gebannt von dieser Zweiteilung projiziere ich, der ich eigentlich versucht war, neutral zu bleiben, sämtliches Konfliktpotenzial auf diese Trennung: Handelt es sich hier um einen geopolitischen Herrschaftsdiskurs? Stehen wir unmittelbar vor einer Rekonstruktion der sozialen Ordnung Briesens? Ist es wahr, kann es denn sein? Schon nach wenigen Tagen muss ich mich von meiner obsessiv megalomaniischen These distanzieren, versichert man mir doch allseits, dass die Trennung durch die Bahngleise höchstens wegen ihrer Schranken zu Verdruss führt, nicht jedoch die Einwohnerschaft in zwei Hälften spaltet. Schade aber auch. Wie ein loser Augapfel gleite ich also weiter über die Silhouette Briesens, auf der Suche nach einem neuen Spalt, in dem mir das dahinterliegende Unbewusste entgegenstrahlen könnte. Ich streife die Bau ruine neben dem Edeka, die sich – wie so viele Immobilienkarikaturen hier – im Privatbesitz befindet und aus der irgendwann mal eine Seniorenresidenz entstehen soll, wenn da nicht die mangelnden Fördermaßnahmen wären. Immer wieder stolpere ich in Gesprächen über den Namen Noske, auf den ich hier nicht weiter eingehen möchte. Man informiert mich, dass der einzige Gasthof im Dorf, die „Kaiserstuben“, in seinen Öffnungszeiten von einer Diffusität geprägt ist, die sich nur mit Heisenbergscher Unschärferelation gleichsetzen lässt, wobei Ort und Impuls eines Teilchens den angegebenen Öffnungszeiten und



der willkürlichen Laune des Betreibers entsprechen. Der einzig andere erwähnenswerte Gasthof – der „Lindengarten“ –, im Übrigen die einzige Räumlichkeit mit Bühne im Dorf, der sich diametral der Kirche befindet, wurde schon vor Jahren geschlossen. Angeblich gab es auch hier große Versprechen von dubiosen Investoren, aber dem Erscheinungsbild nach würde ein Wiederaufbau hier mehr Mühe kosten, als das Ganze einfach einzureißen. Früher – so verrät mir das Patientum – wurden dort regelmäßig Parties gefeiert, auf denen die Dorfschaft sich ausgelassen und alkoholisiert in den Armen lag. Erinnerungen an Zeiten, die mit der Wende ein plötzliches Ende fanden. Interessanterweise also genau dann, als es für die Staatssicherheit nicht länger von Vorteil war, die Bewohner Briesens auszuhorchen. Aber in dieser Ereignisfolge einen korrelativen Zusammenhang zu erkennen, ist mit Sicherheit von einer konspirativeren Paranoia geprägt, die ich hier nicht weiter schüren möchte.

Das Auge zieht weiter durch Briesen, nicht ohne einen letzten, theoriegetriebenen Blick auf die Außenwände des „Lindengartens“ geworfen zu haben, auf denen eines der raren Graffiti des Dorfes prangt.

FCK AFD, in Schwarzbuchstaben. Die ersten drei Lettern sind im Blauton der Partei durchgestrichen worden, vermutlich nicht vom ursprünglichen Vandalen. Aber auch darüber lässt sich nur mutmaßen. Vielleicht handelt es sich hier auch um eine kalkulierte Täuschung. Denken wir nur an den alten Verkäufertrick, bei dem man horrenden Preise auf Schilder schreibt, nur, um diese dann durchzustreichen und einen geringeren, aber immer noch dreisten Betrag darunter zu schreiben. Wird hier versucht, auf bürgerlichen Patriotismus und Parteinähe hinzuweisen, die so gar nicht existieren? Auch hier lassen sich wieder nur konjurative Guerilla-Wahlkampfmethoden spekulieren oder projizieren, vielleicht sogar nur fantasieren. Dabei wollte ich doch neutral bleiben. Und, wenn's geht, auch – äh – sachlich.

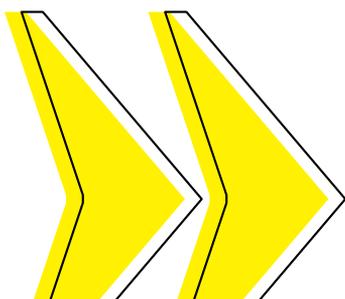
Wo sind sie denn jetzt, diese inneren Grenzen? Bisher haben wir ja nicht so viel finden können von denen. Schauen wir weiter.

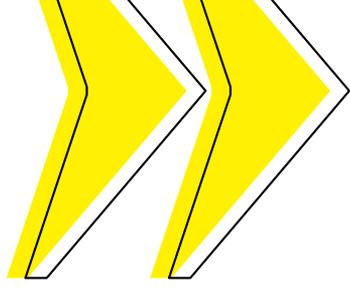
Wenn man vom Norden aus, also von der dunklen Seite Briesens – an dieser Stelle denken Sie sich bitte eine gewitzte popkulturelle Star Wars Referenz, für deren Ausarbeitung es mir an Zeit und Geduld mangelt –, wenn man also von dieser dunklen Seite, zum Beispiel vom Vorwerk Wilmersdorf aus – das Exil in dem man mich untergebracht hat – durch Madlitz ins Dorf radelt, an der Schranke zum Stehen kommt, den RE1 und 1, 2, 3 ... 4, 5, 6 ... Güterzüge vorbeiziehen lässt – wenn's gut läuft –, bevor man die Bahnhofstraße entlangfahren darf, dann erreicht man einen Ort, der über die helle Seite Briesens hinausgeht. Näher an der A12, die man hier auch Autobahn der Freiheit nennt, als am Bahnübergang, umrahmt von Moor, Spree und Schleuse, kurzum: in einer weit, weit entfernten Galaxie, findet man den seit den 50ern eingemeindeten Ortsteil Kersdorf. Hier muss doch jetzt aber ein Konflikt herrschen, oder?

Schauen wir genauer hin.

Auch wenn mein Patientum mir versichern will, die meisten Anwohner wüssten gar nicht, wo sich die ehemaligen Grenzen zwischen Kersdorf und Briesen befänden, was nicht zuletzt daran liege, dass viele erst nach der Eingemeindung 1953 hierhergezogen seien, ist doch eine Trennung nicht zu leugnen. Irgendwas ist da doch. Es gibt doch nicht ohne Grund eine kommunalpolitische Spaltung, in Bürger von Briesen und Bürgerbündnis, wobei Letzteres vorwiegend aus Kersdorfern besteht. Auch die Gerüchte über subtile Rivalitäten, die mich während meines Aufenthalts sporadisch erreichen, sind doch nicht bloß leeres Gerede. Schließlich, die Krönung: Die ursprüngliche Grenze zwischen den Gemeindeteilen verläuft – kein Scherz – durch einen über 200 Jahre alten Friedhof.

***Dabei wollte ich
doch neutral
bleiben!***





***Es ist, als ob sich
jede unsichtbare Grenze,
jede innere Spannung,
die ich bemüht bin zu
bergen, in Nichtigkeit
auflöst, sobald ich das
Licht darauf werfe.***

Wie prosaisch. Da denkt man doch gleich an Stephen King! Und schon sind die Zombies wieder nicht weit weg. Da muss doch was sein! Das wäre ja fast schon verschenktes Potenzial, wenn da nicht etwas unter der Oberfläche schlummert. Am Tod haben die Menschen sich schließlich immer schon gespalten. Vor Ort, leicht irritiert von der Feuerwehr-Sirene, die zufällig gerade ertönt, mit der ich als naiver Großstädter natürlich nicht vertraut bin – ähm, ist das jetzt der Fliegeralarm oder, ah nee, scheint hier normal zu sein – muss ich enttäuscht eingestehen, während Feuerwehrautos an der Umzäunung in Richtung A12 vorbeirasen, wo – so wurde ich unterrichtet – 90 Prozent ihrer Einsätze stattfinden, dass hier nichts Skandalöses zu finden ist, außer vielleicht, wenn ich mit einem Spaten beginnen würde, die Vergangenheit auszubuddeln, aber das lassen wir wohl lieber. Wobei – ach was –, das muss man nicht mal. Das Spektakulärste sind hier nämlich die innovativen Bestattungsmethoden, bei denen man die Hinterbliebenen – oder das, was das Krematorium von ihnen übriggelassen hat – in kleinen Hochhausgrabsteinbauten übereinanderstapelt und über die ich, weder von Briesenern noch von Kersdorfern, je etwas Gutes gehört habe. Da ist man sich hier ziemlich einig. Der Konflikt, den ich zu wittern meinte, dekuviert sich als Papiertiger. Wieder ein Reinfall. Da reicht

es auch nicht, mich selbst hinter so fantastischen Vokabeln wie dekuviert zu verstecken. Hier ist einfach nichts zu finden. Später erfahre ich sogar, dass gewisse Individuen auf die mangelnde Pflege des Friedhofes in besonderer Fürsorge eigenmächtig reagiert hätten, und zwar, indem sie Kuhlen und Unebenheiten begradigt, sogar neuen Rasen gesät haben und zwar (!), ohne dabei auf die Kersdorf–Briesen-Grenze zu achten. Man scheint bereit zu sein, Gras über die Sache wachsen zu lassen, falls da je eine Sache gewesen sein sollte. Siehst du, so kann es auch sein, denke ich in einem Anflug romantisierenden Wohlwollens, man muss nicht immer gleich hysterisch das bürokratische Sierpinski-Dreieck erklimmen, um dem Staatsapparat Ordnungswidrigkeit und Unfallrisiko zu melden und dabei den altbekannten Kafkaesken Rattenschwanz riskieren, manchmal, ja manchmal kann man die Dinge auch einfach selbst in die Hand nehmen. Ganz ohne das Amt oder sonstwen. Hier auf dem Land scheint das noch zu funktionieren. Ich wende mich ab von der Ruhestätte und kriege Gewissensbisse – jage ich Phantome? –, da entdecke ich plötzlich ein Banner. Das Textil ist gespannt zwischen zwei Grundstücken, auf denen sich unvollendete Einfamilienhäuser befinden, und als Adressaten stehen dort nicht Kersdorf und Briesen. Viel schlimmer, da steht nur Kersdorf. Gar keine Kopula.

Fortsetzung auf S. 15





Philip

geboren 1994, hat nach seinem Abitur an diversen Filmsets gearbeitet und ein Journalismus-Studium begonnen. Derzeit absolviert er seinen Master in Philosophie und Literatur an der Universität Hildesheim und betreut nebenbei taubblinde Menschen in ihrem Alltag. Philip Hart schreibt seit seiner Kindheit und hat in den vergangenen Jahren einige Kurzgeschichten in Literaturzeitschriften und Anthologien veröffentlicht, war Finalist beim Open Mike und arbeitet aktuell am Manuskript seines Debütromans.

Er lebt in Hannover.

Philip Hart

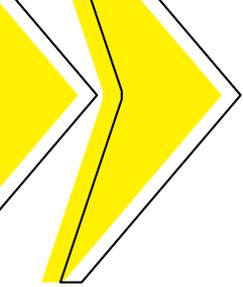
Wo bist du, Briesen? Wie kann ich dir eine Klangschale sein, wenn du gar nicht klingst?

Das Banner ruft dazu auf, der Rodung des Waldstücks zwischen Briesen und Kersdorf Einhalt zu gebieten. Was auf den ersten Blick vernünftig klingt, wird leider schnell bizarr, wenn man bedenkt, dass die Stelle, an der das Banner errichtet ist, vor Kurzem selbst noch von Bäumen bewachsen war, die für die Neubauten Platz machen mussten, welche wiederum genau den Menschen gehören, die jetzt dieses Banner errichtet haben. Bei der besagten Waldstelle handelt es sich – nebenbei bemerkt – um eine Fläche für 70 bis 100 Grundstücke, und der sogenannte Wald ist – um hier mit dem terminologischen Haarspalter zu operieren – eigentlich nur eine Ansammlung von Kiefern.

Weil Briesens Sterberate höher ist als die Geburtenrate, ist das Dorf, das nicht zuletzt wegen seines Wasservorkommens als grundfunktionaler Versorger-Schwerpunkt aufgefasst wird – ein schreckliches Wort übrigens –, auf Nachwuchs und Zuwuchs angewiesen, weshalb auch gegen das Abholzen der Bäume, dem die frisch zugezogenen Briesener (und Kersdorfer) ja selbst erst ihre Grundstücke zu verdanken haben, wohl wenig auszurichten ist. Vielleicht urteile ich hier auch zu vorschnell, ich bin ja schon froh, überhaupt eine Spannung gefunden zu haben. Diese fällt jedoch schnell wieder ab, als ich erfahre, dass das wahre, vereinende Feindbild – wenn man denn in diesem Jargon sprechen möchte – eigentlich Elon Musks Megakonzern Tesla darstellt, für dessen

Gigafactory, die sich nur 30 Kilometer entfernt von hier – und damit in einer Galaxie viel zu viel zu nah – befindet, schlappe 194 Hektar echter Wald gerodet wurden. Wenn er wollte, könnte dieser Mann wahrscheinlich sogar Berge versetzen. Im Schatten eines solchen Koloss erscheint die lokale Spannung irgendwie absurd und nichtig. Todesstern-Aktien lassen dann auch nicht mehr lange auf sich warten, nehme ich an.

Ja, gegen außenstehende Bedrohungen vereint es sich immer und überall mit Leichtigkeit. Sei dies nun ein Unfall auf der A12, bei dem die freiwillige Feuerwehr – trotz Disputen, wie man mir versichert – solidarisch zusammenhält, die dunkle Seite der Macht oder die Sperrung der Polterbrücke. Bei Letzterer handelt es sich übrigens um eine zu DDR-Zeiten – vom Dorf – selbst errichtete Betonbrücke, die den Mühlgraben zwischen Kersdorf und Briesen überragt und die im Juni 2022 vom Amt Odervorland aus Sicherheitsgründen gesperrt werden musste. Ein Akt, der bei meinem Patientum für Unmut sorgte und ihm argumentative Vorzeigexemplare a lá „da – also beim Amt – gehört sowieso kein Ur-Briesener dazu“ und „man weiß nicht, was die vorhaben, aber es ist nicht in unserem Interesse“ entlockt. Man gestatte mir hier die Anmerkung, dass das Präfix UR – spätestens auf transgenerationaler Ebene – meist seine Bedeutung verliert, wobei ich den Unmut verstehen kann, immerhin ist man durch den Abriss der Brücke



genötigt, unnötig lange Wege zu gehen und ... wer mag das schon?!

Trotz des Banners, das zur Freigabe der Brücke aufruft, könnte man sich fragen, ob es dem Patientum nicht auch daran gelegen ist, das Amt zum Feindbild zu haben, um darüber zu seiner Identität zu gelangen. Nach dem Motto: Die sind die Bösen und wir sind die Rebellen und so weiter. Jetzt reicht's aber auch mit den George Lucas Tributen. In der Analyse spricht man in so einem Fall von sekundärem Krankheitsgewinn. Kurz gesagt: Jeder unveränderte Mangelzustand dient zugleich als Freifahrtschein fürs Aufregen. Demnach sind die entsprechenden Patienten gar nicht an einer Lösung interessiert, weil sie ihre Identität gerade durch das Problem beziehen. Die impulsive Abwehr des gewöhnlichen Patientums bestünde in so einem Fall aus Sätzen wie: „Aber ich tue doch was dagegen, sonst hätte ich ja nicht das Banner aufgehängt“. Die Antwort des Analytikers könnte hier lauten: „Warum errichten sie die Brücke nicht einfach in kollektiver Nacht- und Nebel-Aktion?“ Zu solchen Straftaten möchte ich hier natürlich nicht aufrufen.

Trotz allem verfliegt meine anfängliche Freude über das eigenmächtige Begradigen des Friedhofs, das ich als, wenn auch etwas fragwürdigen, doch sozial wirkmächtigen Einsatz bewerte, wenn nicht durch den langatmigen Kampf um die Rückkehr der Polter-

brücke, zumindest zur Hälfte meiner Aufenthaltszeit, als ich – zurück in Wilmersdorf Vorwerk – einen Hochsitz besteige, um mir den Sonnenuntergang anzusehen. Ein Spaziergänger – mutmaßlich mein Nachbar – kommt vorbei, grüßt mich aus der Ferne mit einem Winken, das ich erwidere, ich ahne schon ein Gespräch, freue mich auf etwas Kontakt in der Einöde, da macht er auf der Stelle kehrt und verschwindet aus meinem Sichtfeld. Kurz darauf begegnet mir – wie ungewöhnlich! – ein Auto. Nanu! Der Fahrer hält auf meiner Höhe und setzt mich in einem Ton, der keinen hermeneutischen Spielraum gewährleistet, darüber in Kenntnis, dass das Betreten der Hochsitze verboten (!) sei und so weiter. Gemeldet (!) habe man ihm den Vorfall. Vielleicht ist es eine allgemein deutsche Verhaltensweise beim Anblick von Unrecht, zur nächsthöheren Autorität zu laufen, statt menschlichen Kontakt zu riskieren. Vielleicht sind das auch Rudimente der Stasizeit, die sich hier auftun. In jedem Fall scheint der ambivalente Charakter Briesens, der sich sowohl für das soziale Gemeinwohl einsetzt, als auch für die Entfremdung der Eigenverantwortung, durch Outsourcen dieser an die nächsthöhere Autorität in einem Bemühen des Verhinderns einer Draufsicht zu liegen. Denn das ist, was mir der Hochsitz gegeben hätte: den Überblick. Und den wollte man mir jetzt ja verwehren.

Wir fordern

**sofortige Öffnung der
POLTERBRÜCKE**

**für den nichtmotorisierten
Durchgangsverkehr!**

die Bürger von Kersdorf und Briesen

Es ist, als ob sich jede unsichtbare Grenze, jede innere Spannung, die ich bemüht bin zu bergen, in Nichtigkeit auflöst, sobald ich das Licht darauf werfe. Vielleicht ist gerade das die Spannung, die Tatsache, dass es keine Spannung gibt, weil es Briesen an einer tatsächlichen Identität mangelt. Vielleicht gibt es gar nichts, worauf man schauen könnte, bis auf die Verweise auf Gesetze und Geschichte(n). Ich will doch aber nicht die Abgrenzung nach Außen, ich will die innere Grenze finden. Jetzt hole ich den Spaten doch noch raus, Briesen, jetzt fange ich aber an zu graben.

1 Meter

2 Meter

3 Meter ...

Gehen wir noch mal zurück zum Bahnhof, bleiben wir dort einen Moment stehen – eine Erfahrung, die mein Patientum vereint, denn die Schranke zwingt uns ja alle, täglich dort zu verharren – passieren wir, nach gestandener Zeit, die Bahngleise und gelangen zu meiner Lieblingsabiegung; die Stelle nämlich, an der die Karl-Marx-Straße eine Abiegung in die sogenannte Privatstraße macht. Die Koexistenz der Straßenschilder an ein und demselben Pfahl fungiert, ohne weiteres Zutun, als Streuobstwiese für philosophische Witze. Man müsste sie nur aufheben. Nichts dergleichen wollen wir aber tun. Stattdessen geht's en passant am dialektischen Straßenschild vorbei, und wir wandern über die Privatstraße, die während der DDR-Zeit von den Grundstücksbesitzern eigenständig gepflastert worden ist, bevor sie von der Gemeinde aufgekauft wurde. Erinnern wir uns, während wir an den leerstehenden Neubauten am Ende der Straße vorbeiziehen – ähem Noske, ähem, hust hust –, die ein seltsames Pendant zu den heruntergekommenen Blinddarmzombiehäusern am Bahnhof darstellen, daran, dass die Wiedervereinigung für den Westen weit weniger folgenreich ablief, als für den Osten, der mit der Wende gewissermaßen seine Identität verloren hat und sich seither um ein neues Gesicht bemühen muss.

Verlassen wir den gepflasterten Weg, nicken wir den Resten der Polterbrücke zu, die dort neben einer Stelle liegen, an der früher Kriegsüberbleibsel verscharrt wurden, und folgen wir der alten Poststraße, die heute nur noch ein Feldweg ist. Uns umgibt ein Waldstück aus Kiefern, aus denen gelegentlich Wegweiser hervorstechen, die meist mit dem altbekannten FCK AFD Graffiti besprüht sind, zu unseren Füßen klaffen alte Schützengräben.

Spüren Sie, wie wir durch Abwehrmechanismen des dörflichen Unbewussten tiefer an einen verdrängten Kern vordringen? Lassen Sie es zu. Es ist in Ordnung, das hier ist ein geschützter Raum, ein safe space.

Am Ende des Weges steht das alte Forsthaus an der Spree. Früher trug es einen anderen Namen. Damals war der ganze Weg für Außenstehende abgesperrt, und Eingeweihte bezeichneten das Forsthaus als „Objekt 74“. Westdeutsche Terroristen der RAF wurden dort einquartiert und geschult. Manche bekamen hier sogar – Achtung, Schlagwort! – neue Identitäten. Ich höre Gerüchte von Hauttransplantationen und gefälschten Dokumenten. Und dieser Ort war nicht das einzige Stasi-Objekt in der Gegend. Wenn man den Spaten in die Erde sticht, trifft man auf unterirdische Keller, ganze Bunkeranlagen. Insgesamt acht Stasi-Objekte im näheren Umkreis. Das sind mehr Stasi-Objekte, als jemals Gasthöfe zur selben Zeit in Briesen existiert haben. Lassen Sie sich das mal auf der Zunge zergehen! Mehr Stasi-Objekte als Gasthöfe! Das kann einem zu denken geben. Das Patientum gesteht mir, angeblich hätte damals jeder Fünfte hier zur Stasi gehört, und die Eingänge des Dorfes habe man auch überwacht. Aha! Am Madlitzer See, wo sich heute eine Hotelanlage reckt, stand früher ein Stasi-Erholungsort. Das allein könnte eine ganze Debatte über die ideologietranszendente Stagnation von Machtverhältnissen anstoßen, der wir hier aber lieber ausweichen wollen. Fakt ist, hier war 'ne Menge los. Und wo 'ne Menge los ist, da bleiben auch 'ne Menge Spuren.

Mein Patientum musste sich zu dieser Zeit hüten mit dem, was es sagte. Nichts da mit freier Assoziation. Da ging man sparsam mit dem Vertrauen um. Doppelte Böden und Klicken in den Telefonleitungen.

Klingt ziemlich gehemmt. Angesichts dieser kollektiven Traumatisierung erscheinen beiläufig gemurmelte Sätze der Missgunst, wie sie mein Patientum in vielfacher Ausführung gelegentlich von sich gibt, in ganz neuem Licht.

„Man gönnt sich hier den Dreck unter den Fingernägeln nicht“, oder: „Hier herrscht die Angst, ein Briesener könnte sich eine goldene Nase verdienen“, klingen mit einem Mal wie neoliberale Symptome einer einstigen plan- und verteilungswirtschaftlichen Paranoia. Und trotzdem: Ältere blühen auf und schwelgen in Erinnerungen, wenn wir in den Sitzungen auf die DDR zu sprechen kommen.

„Ja, damals – also zu Zeiten der Mauer – gab es noch eine Verbindung. Besonders zwischen Jung und Alt. Heute fehlt diese Geselligkeit“, versichert man mir wehmütig. „Aber hinterher will man ja immer mehr.“ – „Mehr wollen“, sage ich, „das ist auch nur so eine Erfindung des Westens oder?“ Wir lachen.

Zu DDR-Zeiten sei man auch sorgsamer mit der Umwelt und den Mitmenschen umgegangen, berichtet das Patientum. „Zusammenhalt und die Fähigkeit, sich zu organisieren, das gab's damals.“ Aber auf die Freiheit, tun zu können, was man will, darauf will heute auch keiner mehr verzichten, selbst auf Kosten des Zusammenhalts nicht. Auch der kindliche Anteil des Patientums stimmt dem zu, höre ich doch, das Beste am Hort, ach was, an ganz Briesen sei, dass man hier tun könne, was man wolle. Aber auch die Jüngeren sehnen sich nach Orten der Verbindung;

Schwimmbädern und Fußballplätzen werden vermisst, gelegentlich verlangt man auch nach einer Tankstelle, was beim Analytiker – also bei mir – für gehobene Augenbrauen sorgt. Singular. Eine Braue, nicht zwei. Und zum Thema Schwimmbad: Ja sicher, es gibt hier den Karpfenteich – das Resultat der Sprengungen für die Autobahn und damit mehr ökologisches Narbengewebe als eine soziale Errungenschaft –, in dem man theoretisch baden oder – sagen wir mal – planschen könnte, aber selbst der ist mittlerweile im Privatbesitz und verkümmert seither vor sich hin. Früher – so erfahre ich – habe man sich gemeinsam um die Pflege des Grundstücks bemüht. Heute genießt man die Freiheit, dafür nicht verantwortlich zu sein und vielleicht auch den sekundären Krankheitsgewinn, sich über die Verwahrlosung aufregen zu dürfen.

War die Leere, mit der ich anfangs bemüht war, diesem Dorf entgegenzutreten, möglicherweise gar nicht meine eigene, sondern schon die Übertragung Briesens, die ich in mir spürte? Wo bist du, Briesen? Wie kann ich dir eine Klangschale sein, wenn du gar nicht klingst?

Was bleibt übrig, wenn man seine Persönlichkeit verliert? Und wie bekommt man eine neue? Reicht dafür ein Abstecher im Forsthaus?

Benommen stolpere ich am Wochenende über eine Festivität, die sich als eine Art allgemeiner Tag der offenen Tür vorstellen lässt und hier unter dem Decknamen NaturKultur veranstaltet wird. Ich fühle

mich leer und voll zugleich, komplett widersprüchlich. Projiziere ich meine eigene Leere auf diesen Ort, oder ist es der Ort, in dessen Zentrum etwas fehlt? Das NaturKultur dient hier zur Selbstinszenierung des Subjekts, als soziales Make-Up. Die beste Art für ein Patientum, sich zu verstecken, bleibt schließlich darin, sich zur Schau zu stellen – und zwar in der gefälschten Identität. Führungen durch Wasserwerk und Schleusenanlage, Gewerbe-Stände mit Würstchen, Kinder-Schminken, Quad-Fahren, zeremonielle Reden mit Blumensträußen und bescheidenem Applaus. Ist das ein Streben zur Persönlichkeit oder eine Performance der Schein-Existenz? Was liegt hinter dieser Fassade? In meiner Diagnose bin ich mir allmählich sicher: Den großen Schrecken, den tief liegenden Konflikt finden wir hier nicht. Viel mehr liegt eine Leere und Unverbindlichkeit hinter der unscheinbar grüßenden Maske.

Egal mit wem ich spreche, man begegnet mir nie mit zurückhaltender Schweigsamkeit, die darauf schließen lassen könnte, es gäbe etwas, das man versucht zu unterdrücken. Im Gegenteil; das Patientum assoziiert frei und demonstriert damit eine scheinbare Sorglosigkeit. Hindernislos laufen seine Monologe wie Körper durch einen euklidischen Raum, bis sie sich, irgendwann – plötzlich –, ohne Vorwarnung im Ereignishorizont eines ewiggleichen schwarzen Lochs verfangen, welches sie in eine accelerante Spiralrotation verwickeln, in der die traditionelle Topologie sich verabschiedet und die Raumzeitkrümmung von

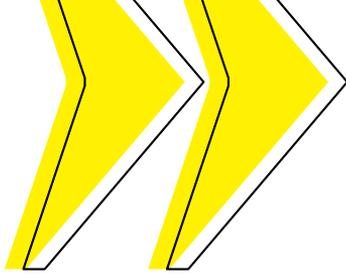
unserem Gespräch nichts weiter übriglässt, als den Mangel selbst, in dem der Redeschwall wie in einem Abfluss versickert. Was sind das für Anomalien, was sind das für Löcher, die sich mitten im Gespräch auftun und alles Leben absorbieren? Es sind Gasthöfe, Dorfschenken, Kneipen, deren Abwesenheit die Aufmerksamkeit des restlichen Universums – welches in diesem Bild Briesen selbst ist – auf sich ziehen und drohen, seine soziale Existenz in ihrem Fehlen zu verschlucken. Kurz gesagt: Es braucht Orte für den Zusammenhalt. Plätze, an denen man streiten und sich vertragen kann. Alle sagen das.

Wie intergalaktischer Treibsand zieht es von allen Seiten an Briesens Existenz. Dieses Verlangen nach Gemeinsamkeit, es liegt im Zentrum des Dorfes. Und Orte der geteilten Ambivalenz sind in Zeiten wie diesen – was immer diese kryptische Floskel meint – mehr als notwendig. Es braucht Plätze, an denen man sich streiten und vereinen kann. Aber warum? Reicht es denn nicht, dass einfach jeder sein Ding macht und alle einander in Ruhe lassen?

Keine Sorge, wir haben's bald geschafft.

Denken wir an die lokalen Fledermausarten oder an die Mehlschwalben, die in dieser Gegend bevorzugt ihre Nester errichten, was dank moderner Architektur mit ihren glatten Fassadenoberflächen oder den an Häuserwänden befestigten Schutzbalken, die hier häufig zu entdecken sind, nicht länger möglich ist.

Wie intergalaktischer Treibsand zieht es von allen Seiten an Briesens Existenz.



Wo wollen wir hier eigentlich hin?

Diese Art ist zwar nicht hochgradig gefährdet, profitiert aber auch nicht unbedingt von solchen lebensfeindlichen Barrikaden, die in ihrer Ästhetik bemüht sind, eine Kultur hervorzuheben, während die Natur dabei geradezu gelehrt wird. Seit 2002 steht die Mehlschwalbe übrigens auf der Vorwarnliste für bedrohte Tierarten. Das nur am Rande. Ich höre von offenen Rohren im Mühlenfließ, vom Rückgang heimischer Frosch- und Libellenarten und von einer langfristigen Gefährdung des noch hohen Wasservorkommens. Ich habe keine Lösungen, aber dadurch verschwinden die Probleme ja auch nicht auf einmal. Seit 1881 sind die Temperaturen im Jahresmittel in der Region Berlin-Brandenburg um 1,3 Grad gestiegen. Klingt nicht viel, aber wir alle wissen, was das bedeutet. Scheiße bedeutet das. Gerade die ländlichen Regionen Deutschlands sind in den letzten Jahren immer öfter von Dürreperioden getroffen. Und überhaupt ... okay, Moment mal ...

Bleiben wir kurz stehen, lassen wir ein paar Güterzüge durchziehen.

Zack. Zack. Zack.

Wo wollen wir hier eigentlich hin?

Ich bin nicht hier, um zu Panik verbreiten, und ich will auch nicht den moralischen Zeigefinger heben. Meine Güte, ich bin ein dürrer weißer Philosophiestudent aus der vermutlich unspektakulärsten Großstadt Westdeutschlands, Hannover. Was kann ich euch sagen, was ihr nicht schon wisst? Wahrscheinlich gar nichts. Aber ich kann an Dinge erinnern, die wir alle viel zu oft vergessen.

Gerade hier in Briesen als grundfunktionaler Versorger-Schwerpunkt – da ist es wieder, dieses Wort – haben wir doch die Option, vorbildliche innovative erste Schritte zu gehen. Wir rechnen mit einem Zuwachs der Bevölkerung, der uns nötigt, einige Bäume abzuholzen, dann lasst uns doch an diesen Stellen nachhaltig bauen, uns selbst nicht als kulturelle Wesen in der Natur betrachten, sondern mit der Natur denken, als wäre sie ein Teil von uns. Lasst uns

Stadtaffen sein, selbst, wenn Briesen ein Dorf bleibt. Um sowas zu erreichen, braucht es ein Mindestmaß an Gemeinschaftsgefühl, an Zugehörigkeit und Verantwortlichkeit. Dazu müssen wir nicht einer Meinung sein. Traditionell „briesisch“ bedeutet sowieso nicht unbedingt, sich einig zu sein, sondern die Bereitschaft, sich ständig neu zu erfinden. Das war schon immer so. 1630 gab es, als Folge des 30-jährigen Krieges, gerade Mal sieben Einwohner in Briesen. Wenn die nicht was verändert hätten, wären wir alle heute nicht hier. Na ja, ein paar von uns vielleicht. Es brauchte den Zuwachs von Minderheiten und politisch Verfolgten, die unter dem damaligen Kurfürsten zu neuen Ur-Briesenern wurden, um das Dorf am Leben zu halten. Im 19. Jahrhundert, nach der napoleonischen Besetzung und einem schrecklichen Großflächenbrand, lag das Dorf fast vollständig in Trümmern. Und 1945 lebten wieder mal nur 300 Menschen in Briesen. Die Seele Briesens war immer in Aufruhr, immer dynamisch, und man musste sich hier ständig etwas Neues einfallen lassen. Sowas sollte nicht in Vergessenheit geraten. Aber dafür braucht es eine Identität. Und für die Identität braucht es eine Differenz.

Ich möchte mit einem Verweis auf die US-amerikanische Philosophin Donna Haraway enden.

Haraway spricht gerne in Komposita, um mit diesen die Untrennbarkeit und Verbundenheit in der Welt zu unterstreichen. Passenderweise hat sie das Wort Natur-Kultur geprägt. Gemeint ist nicht die Vereinigung von zwei Gegensätzen – man beachte hier die fehlende Kopula! –, sondern der Ausdruck einer inhärenten Differenz. Natur-Kultur als ein Wort, das in sich gespalten ist. Sowas ist nicht einfach zu denken, aber es geht. Haraway entwickelte Slogans wie „Stay with the problem“ – also: Bleib mit dem Problem. Ihr wichtigstes Motto lautet: „Unruhig bleiben“. Und das möchte ich Ihnen heute mitgeben: Eine Erinnerung daran, Probleme nicht vorschnell einzumauern, sondern den Kontakt zu suchen, den Austausch, die Reibung. Natur und Kultur lassen sich nicht trennen, genau wie Vergangenheit und Zukunft, Kersdorf und Briesen, ich und du und alles Weitere.

Fast geschafft. Noch einmal Luft holen, dann öffnet sich die Schranke für den Rest des Tages, versprochen.

Es gibt viele Spekulationen darüber, wann eine psychoanalytische Kur als abgeschlossen gilt. Mir persönlich gefällt eine Orientierung an der antiken Figur des Ödipus sehr gut. Ödipus, das bedeutet wortwörtlich so viel wie Schwellfuß. Ödipus als Ideal zu nehmen bedeutet, etwas Unvollkommenes zum Vorbild zu nehmen. Ödipus zu sein, bedeutet zu hinken! Das ist das Ziel, wenn Sie mich fragen.

Erkennen, dass wir nicht alles lösen können, ohne, dass wir deshalb stehenbleiben und die Hände in die Luft werfen oder – noch schlimmer – vor der Brust verschränken. Geheilt sein, das bedeutet zu stolpern, zu scheitern, zu versuchen. Die innere Zerrissenheit ist in uns allen, der Stadtaffe, den gibt es nicht nur in der Stadt. Der Stadtaffe, das ist der Mensch. Wir sind die mit dem inneren Widerspruch, mit dem Anderen in uns. Lasst uns das nie vergessen. Suchen wir wieder die Spannung. Vielleicht wird es Zeit für eine neue Schenke, denn es braucht eine sichtbare innere Grenze, damit wir diese überschreiten können. Immer wieder und wieder und wieder.

Und wer bringt uns das Stolpern und Hinken besser bei, als die gute alte Kneipe?

Impressum

DORF.SCHREIBEN
ist entstanden im Rahmen von
„Campus Kultur“, einer Kooperation zwischen
der Burg Beeskow (Landkreis Oder-Spree) und
KulTuS e. V. – Kultur, Theater und Soziales
(Märkisch Oderland) und wird gefördert aus
Mitteln des Landesförderprogramms
„Regionale Kulturelle Ankerpunkte
im ländlichen Raum“.

Herausgeber:
Landkreis Oder-Spree, Kultur- und Sportamt,
vertreten durch Arnold Bischinger
Redaktion:
Stephanie Lubasch,
Projektleitung Campus Kultur
Gestaltung:
Julia Vogel
Satz & Fotografie:
Stefan List
Kontakt:
www.burg-beeskow.de
info@burg-beeskow.com
Tel. 03366 35-2706

Wir danken
dem Gemeinde- und Vereinshaus Briesen,
Ortspatin Elke Hinze, Autor Philip Hart sowie
allen Einwohner:innen, die ihn unterstützt und
sich seinen Fragen gestellt haben.

Gefördert mit



adipisc... et bibendu... as lectus id... is turpis, va...
Nulla... roin ac ped... el ligula fac... asellus pur...
Quiso... o facilisis t... is. Integer... l nisl. Mor...
Mor... dignissim... malesuada... s, augue. V...
aug... nisl vitae m... i venenatis... ent orci vel...
con... s in tellus. I... nim, rhonc... er, sagittis...
In hac habitasse platea... Mauris rutrum enim vitae ma... n m...
mattis et, velit. Ma... rna. Ut viverra nisl eu ipsu... as rh...
Cras... t, pellentes...

iputate, tellus purus acc...
stibulum eleifend nulla. Suspe...
umsan nec... et laoreet, la... n m...
um congru... ean ut ni... Nu...
lum fringi... viverra ma... aada,
um lacus l... . Cras risu... rpis, va...
. Nunc gra... my felis. E... i suscip...
suscipit e... cipit sem e... eget leo...

at et, pelle... d, purus. S...
orquent p... ostra, per...
iet, vestib... t, nibh. Ut...
atrum, leo... s dolor, se...
ristique la... ndisse pote...
Etiam feu...
n ut massa...
lla porta massa, sed...
luctus et ultrices...
ula, Aenean...
em sapien... apus ac, frin...
sed, puru... is molestie... van...
sit amet lib... ales tincidu... m si...
us vitae le... vcorper dig... n...
leo. Pr... is justo, ali... t ne...

e arcu. Aliquam erat volutpat...
ut lacus... fate cursus...
in, purus... um. Aliqua...
endissem... s nunc frin...
on, aliquet... as vel, dolo... eger sapien... at, cursus s... et, faucibu... apien. Ves... tru...
r, ornare v... assa. Nullam... sem ut ma... an velit. Quis... dales. Don... scipit suscip... Nar...
or. Maecenas vitae erat. Ut ac... ourus dapibus gravida.